

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 48



Der Platzmajor

Carl Spitzweg 1

Herbstschöne

Von Max F. Beyer

*Spricht solcher Farbenrausch von Schläfrigkeit?
War je so üppig Schein und Sommerzeit?
Sich selber feiernd rundet sich das Jahr.
Auf gelben Stufen prangt ein Fruchtaltar.
Licht hieß die Messe. Traube spendet Wein,
Auf goldnen Schuhen geht der Herbst landein.*

*Hoch in den Lüften reist ein Schwalbenzug;
Sind ihm die Gaben nimmer reich genug?
Erschreckte ihn das welke Laubgetön?
Der stumme Wandel, ernst und abendschön?
Leer sind die Nester. Stille träumt im Strauch.
Kalt kommt die Nacht und breitet weißen Hauch.*

*Du graue Zeit, die jedes Märchen kennt,
Der Köhler liebt dich, der den Meiler brennt,
Und auch der Wandrer, Jägersmann und Hirt!
Braun rauscht der Wald, der reiche Sagemwirt;
Am Tage raunt er altes Wissen aus,
Das Dunkel füllt mit Geisterspuk sein Haus.*

*O Herbstgesunke! das versprühend trofst,
Wie soll ich's deuten? Daß dein Herz verknopft?
Ist all dein Schimmer neue Lebenslust?
Ein jäh Verlodern irrer Fieberglut?
Wie es auch sei, ich seh' nur Schönheit scheinen,
Wenn nachts auch Nebel auf die Erde weinen.*

BASTIAN MÜLLER:

ÄRMER ALS PIERRE

Martin steigt die Straße hinan zum Place de Chateau, ein Schmunzeln um den breiten, vollen Mund, ein Lachen für Madame Noje, die vor ihrer Tür das Sonntagsgelübde rupft und eine Gesichtshaut hat, wie ein Tabakbeutel aus Schweinsblase. Ein Lachen für alle; für den Hund Cesar und den Feigenbaum bei der Kapelle, für den Himmel, der langsam erstickt. Da springt der Klang der Glocken von der Kapelle der lieben Frau auf, klingt abendlich milde und beingt den Feierabend für Jakob in den Weinbergen und Paul den Straßenfeger. Für Martin bringt er die Stunde mit Babett.

Sie haben ein Treffen, punkt acht Uhr auf dem Chateau.

Martin schlendert über den Platz und bläst seine Umbrüde in die weiche Luft, lehnt sich an die Mauer und sieht unten, über die sich schlängelnde Straße hinweg, die Fenster von Babetts Haus. Geschoßfen. Die Läden zu; noch immer, aus Furcht vor der Hitze des Tages.

Echönes Mädchen die Babett, schwarze Augen und rotes Haar; manchmal wie ein Kind, hungrig und verlangend, manchmal ein Pferd, das keinen Reiter duldet. Schönes Mädchen, diese Babett.

Sie ist hier fremd. Sie ist irgendwo drüben in Memphis am Mississippi geboren und reist seit irgendwann in Europa. Und er, Martin, ist auch an einem Fluß geboren, in einer anderen Ecke dieser Erde: da wo der Rhein sich breit und grün nach Holland wälzt.

Aber das ist gleich.

Wenn sie jetzt nur kommen wollte. Sie hat so eine Art zu lachen, ihre Zähne zu zeigen und zu schweigen. Das ist ganz toll!

Hinter Martin schliefen Schritte. Er zuckt zusammen, denkt: Aha! Es ist Babett, die sich heranschleichen will ... Soll sie! — Er schaut mit einem Lächeln in das Vencer Tal. Aber da wieder es still und niemand tippt ihn an die Schulter.

Er dreht den Kopf zur Seite und sieht den armen Pierre da stehen. „Une Cigarette“, sagt er. Martin reicht ihm sein Päckchen und zündet ein Streichholz an.

„Danke“, nickt Pierre und schlurft davon. Der Rauch seiner Zigarette weht wie eine blaue Fahne hinter ihm her.

Ob Babett bald kommt?

Pierre steht hinten an der Mauer. Martin weiß, was nun kommt; er hat es hundertmal gesehen, kann sich aber nicht entschließen, nicht mehr hinzuschauen. Der Zigarettenstummel wippt unter Pierres Nase. Wie er seine Schirmmütze wieder in die Etui gezogen hat. Nun hält er noch beide Hände beschattend an die Augen, stiert in das Vencer Tal, mustert die klaren Umrisse der fernen Meeralkpen. Die Glut der Zigarette kommt den Lippen immer näher, aber Pierre starrt gebannt auf die Fingerringe, die sich auf gleicher Höhe wieder Platz ins Hinterland zu den Bergen ziehen. Unten, zwischen den letzten Häusern und dem Wald, liegen der Friedhof und das Kriegerehmental.

Gerade in dem Augenblick, wo die Glut die Lippen berühren muß, spricht Pierre den Stummel aus. Er dreht sich gelassen um und schaut ohne Ziel über den Platz.

Aber seine Hände!



Erster Schnee

Heinz Kistler

Er wühlte in den dicken Taschen der Jacke, sie ziefen einen dreieckigen Rastertspiegel heraus, heben ihn vor die Augen...

Pierre ist General! — In seinen Spiegel starrte beobachtet er das Berggelände hinter seinem Rücken, sein Mund verzerrt sich wie unter Krämpfen, sein Gesicht wird wie der Stein; er brüllt:

„Dritte Division von Graffe nach Vence vorstoßen! — Wo bleibt die Artillerie? — He!“

Seine Arme schwingen drohend durch die Luft... Jetzt steckt er zwei Finger in den Mund und pfeift gellend in den Abend...

Er leitet seine Truppen in die Schlacht.

Denn im Kopf ist er nämlich nicht ganz klar, im Krieg wurde er in einem Stollen verhästet, das hat ihn um den Verstand gebracht.

„Voo! Mein Gott!“ — Er schüttelt den Kopf. Armer Pierre. — Martin kennt jedes seiner Worte. Schließlich endet es wie immer. Wöchlich klappt Pierre seinen Spiegel zusammen, schiebt ihn in die Tasche, seine Hände schnellen hoch, als hielten sie ein Gewehr, seine Lippen plochen auseinander, machen: Puff!

Mit diesem Schuß ist die Schlacht zu Ende.

Da kommt er wieder mit seinen schlafenden Scheitern an und bittet: „Gib eine Zigarette?“ — Seine magernen Hände nesteln an der Packung, seine Lippen lutschen und blasen dann den Rauch spitz über das weinduftende Hügelland. In Pierres Augen erlischt für diesen Tag der letzte Kampfesglanz; bevor er in seine trübe Verlassenheit fällt, fallen seine Lippen:

„Monseur, für das da!“

Sein Arm freißt, die irren Finger greifen in die Würze der Oliven-

hänge, der Zitronen- und Deangengärten, der geboftenen, überreifen Feigen...

„Das da, die Heimat!“

Der General ist tot. Etur schlurft Pierre davon und die Zigarette erlischt in seinem Munde.

Und Babetts?

Nach einer Weile, die ruhig wie aus einem tiefen Brunnen wächst, öffnet sich unten ihr Fenster. Babetts winkt. Sie wird also kommen. Gleich darauf leuchtet ihr roter Mantel durch die Agavenbüsche, sie verschließt die Gartentür und kommt herauf.

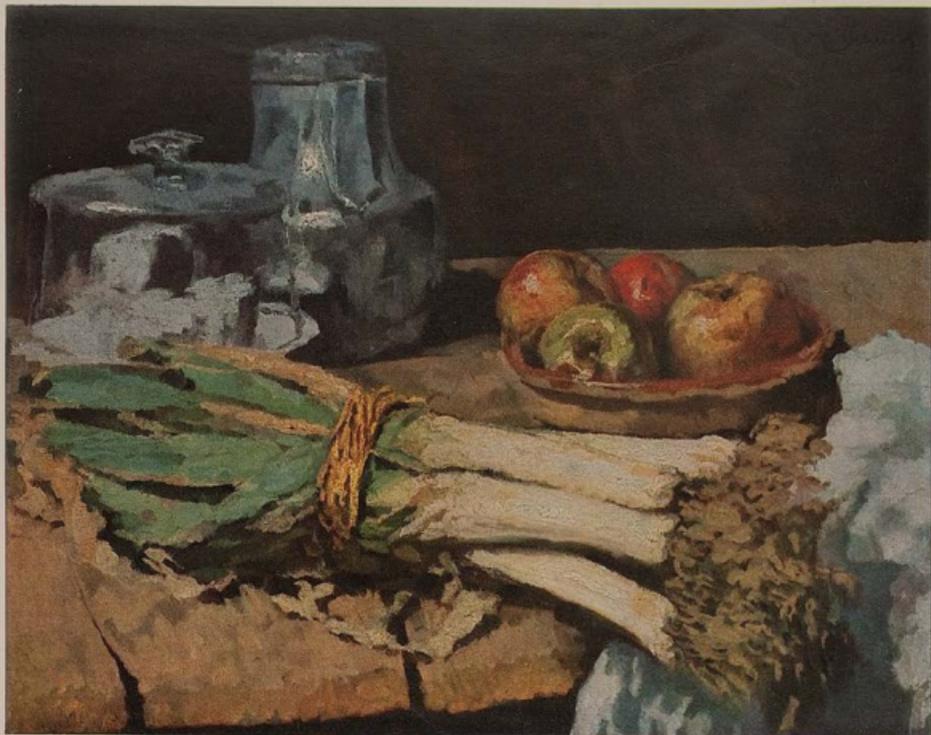
Gleich ist in Martin die Unruhe des Blutes. Aber es gibt kein Gieren, kein turteltaubenfüßes Ködern; schweigend gehen sie die Straße hinunter. Zurück bleiben die Häuser, die kleinen Gärten. Sie gehen am Bach entlang, durch den Schilfwald.

Da, wo die See die Steinbänke anspült, der Bach endet, ohne ins Meer fließen zu können, ist ein Lämpel. Ein Angler steht und wirft die Leine mit leisen Pfeifen ins Wasser. Babetts roter Mantel hängt wie eine Flagge ohne Wind um ihre schlanken Beine. Sie haben sich nichts zu sagen, gehen nur so über den Strand am Meer entlang.

Babetts schmiegt sich an. Die Wellen klatschen gegen den flachen Strand.

Weiter hinten legen sie sich auf Babetts roten Mantel. Über ihnen ist der Himmel. Hinter ihnen steigt die Nacht von den Bergen. Babetts Atem streift warm Martins Gesicht. Nun ist sie über ihm wie ein schwüler Tag. Ihr Haar duftet nach Meer.

Martin kann es nicht ertragen.



Stilleben

Carl Schuch

„Babett!“ sagt er und legt sie vorsichtig neben sich. Sie wendet den Kopf ab, schaut zur Seite, wo das Nizjaar Leuchtfeuer blinkt. Aber dem Meer, das hinter der dritten Welle endet, verflucht eine orange Blut. Aus dem Kauschen der Brandung kommt die Nacht. Fern sind die Scherze spielende Kinder. Die Brise weht Spritzer einer Gijst auf die Liegenden. Babett sagt kein Wort. Martin möchte wissen, was sie denkt.

Aber das ist unergündlich. Zwischen ihnen wächst eine Wand aus Glas. Es sieht das Mädchen da liegen und sie ist so fremd wie die Nacht, die eben geboren wird. So fremd wie das Land, das hinter ihren Rücken Häuser und Felder trägt. — Und den armen Pierre.

An den muß Martin jetzt denken. An den abendlichen Kampf des Jeren; den Ruf: „Für das da, die Heimat.“

Jeden Abend darf General Pierre für seine Heimat sterben.

Es ist ganz dunkel geworden, die Mondsilber liegt fast auf dem Rücken und die Sterne sind klar. Babett sagt: „Ich möchte etwas trinken“ und leckt dabei lachend über den Flaum auf ihrer Oberlippe. Sie stehen auf und gehen den Weg zurück, vorbei am Schilfwald und dem Bach. Das junge Mondlicht überzieht die fernern Berge.

So wie Martin da geht, den Arm bei Babett eingehakt, zuckt ein Glimmern um seinen breiten vollen Mund. Vor einer Stunde hatte er noch ein Lachen, für Madame Rosa und den Feigenbaum, jetzt zuckt um diese Lippen die Trauer: er denkt an den Fluß. An die grünen

Wiesen, die sich daran entlang ziehen bis weit nach Holland hinein. Er sieht sich vor einem dunklen Hause stehen, am hellen Mittag, durch die krausen Zweige eines Birnbaumes sieht er einen gelben Zeppelin fliegen, ganz nah dem Blau des Himmels. Seine Schwester Tilde und er rennen auf die Terrasse und schreien: „Zeppelin! Zeppelin!“

Und das ist alles nicht mehr. Verloren. Kein Birnbaum, kein dunkles Haus ist da, wohin er zurückfahren könnte. Er lebt in einem schönen Lande, das fremd ist. Unersichtlich fremd.

Und neben ihm ist Babett.

Oben auf dem Platz läuft ihnen Gejar entgegen, der beerenlofe Kettenband, schwanzwedelnd streift er um ihre Beine. Martin sagt Babett „Gute Nacht“. Er kann nicht mit ihr gehen, es würde nicht schön.

Sie bleibt stehen, leer und verlassen; sie wird nachher in ein gemietetes Haus gehen und allein und heimatlos sein. Martin spürt ihre Blicke auf seinem Rücken. Er tritt an der Kapelle der „Lieben Frau“ vorbei, Schritt für Schritt. Aus einer Hauswand prüft ein grauer Giebkopf in die laue Nacht, im Schine einer Laterne leuchten Dampfen golden aus den Dächern und die Luft ist voll vom Duft fremder Gärten. Gejar, der ergehen nebenher trabt, springt jetzt liebevollend an Martin hoch; da sagt er:

„Wir haben das nicht, das da, Heimat... Wir sind alle ärmer als Pierre.“

Wenn man auf einer Fahrt am Abend das Ziel erreicht, das man sich für den Tag gestellt hat, gut, man wird darüber befriedigt sein. Aber unglücklicherweise dünkt mir, sich von der Verlobtheit eines Dinges einladen zu lassen oder der Genuß des Zufalls sich anzuvertrauen. Man wird dabei im Kleinen und Alltäglichen Schicksälen entdecken, die innerlich oftmals nicht bereichern als berühmte Schicksalsabläufe.

Wie kamen an diesem Tag von Wien her, den wir von Ehrenbreitstein herab sehr rüchlich und schmerzlich abschließend, ein letztes Mal gegen die hatten.

Montabaur und Emsburg, das köstliche Wehlar, das gepflasterte Gießen waren vorübergegangen, Lich, Laubach. Schon flammte die Abendsonne durchs Geäst der Laubbäume und gesch rötliches Licht über die Waldwege. Sanft betreten sie ferne Hügel in die weiche Dämmerung. Die Dunkelheit kam lautes vom Horizont her gekrochen, Etlich um Etlich tauchte sie den Dingen Farbe und Form. Ein kübler Wind sprang auf. Wir schenken uns nach einem gedeckten Tisch, einer Ruhestätte in menschlicher Obervergelt.

Ein kleines Städtchen kam in Sicht: Lauterbach. In den Bergen des Schwabengwaldes war uns vor ein paar Tagen ein Ort gleichen Namens begegnet, auf den wohl die Volkssage gemünzt ist: „Lauterbach hat in mein Stumpf verler'n“. Die kleine Schwabengstadt hier am Rande des Bergesgürtels schien mir vom ersten Augenblick an lieb und anheimelnd. Es ist wie bei Menschenengstern, wir vernachlässigen meist keinen Grund zu nennen und fühlen uns doch zu einem hingezogen, während uns ein andres gleichgültig läßt oder gar abstoßt.

Es zeigte sich, daß die wenigen Gasthöfe und Hotels schon besetzt waren. Man verhoffte uns in einen Bauernhaus etwas notwendig ein Quartier und suchte uns durch besondere Freundlichkeit und ein reichliches Abendmahl zu entschädigen. Die Leute konnten ja nicht wissen und ich hätte es ihnen auch nicht erklären können, weshalb wir gerade an diesem Ort ein lässlich bescheidenes Unterkommen lieber war als der übliche Hotelkammer. Eben der Inhabersautomat, den ich bei einem spätabendlichen Rundgang an einem Hause bemerkte, hörte mich ein wenig in dieser Umgebung.

Es gibt moderne Konventionen und technische Erzeugnisse in den Geschäften der rübigen Kreisstadt, die Straßen sind gepflastert und beleuchtet, sogar die Presse hat ihren Sitz hier aufgeschlagen. Aber all das fühlte ich hier nicht als wesentlich, eher — man möge mir verzeihen — als notwendiges Übel.

Um so mehr entzückten mich die Häuschen, von denen ich nicht wußte, ob ich den einen mit ihrem schmalen Hofweck oder den andern im Schubentleer bunter Schindeln den Vorzug geben sollte. Vor den

Türen lagen Haufen frisch duftenden Holzes, das anscheinend tagsüber im Ort verteilt worden war. Ein Brunnen sprudelt aus seinen gebogenen Eisenröhren einen Wasserstrahl, den er leise gluckend im weiten Steinbecken wieder auffängt. Nachdrücklich ertönt die Stimme der Kirchenuhr durch die Gassen. Jemandem bellt ein Hund. Aus dem Eckerfenster eines putzigen Spielzughauses näseln ein Rabe — ich hätte mir Zither oder Flöte gewünscht. Ein Liebespaar verschwindet um eine Ecke. Traumbelagern trägt ein Hahn.

Abendliche Rundgänge in unbekannten Orten sind mir immer ein besonderer Genuß. Vieles istl wertlos zu Boden, was sich sonst wichtig vor uns aufbauscht, uns kettet und engt. Schwere man in solcher Stunde nicht ein ganz klein wenig über dem Saab und den eckigen Strichen des Weges, auch wenn man auf holprigen Kleinstadt-pflaster wandert?

Ich entdeckte ein nettes Café, in dem man bei farbigen Laternenlicht in einer Laube sitzen konnte. Als ich später meinem Nachfolger zu strebte, redete die Zurnubst, die mir Mitternacht verkündete, schon wie eine lang vertraute Stimme zu mir. —

Nach war die Sonne nach Osten hin nur zu erahnen, als ich aus dem Giebelfenster meiner Schlafkammer Ausschau hielt. Das graue, langsam sich hellende Spiellicht war mir keineswegs erntend, es machte mir das Gewitter der hereinader grischoben Dächer lieb und heimlich.

Schon regte sich's da und dort. Die ersten Kamine sandten dünne Rauchfahnen aus ihren Dächern wie feine bläuliche Strahlen, die Erdenschwere mit dem unendlichen Oben verbinden. Auf dem steilen Dach meinen Fenster gerade gegenüber, bochte eine weiße Kasse und blinzelte in die ersten Sonnenstrahlen. Leise rief ich das Tier. Ich glaube, es war der Wunsch, irgendetwas teilhaben an der freudlichen Gemeinschaft da draußen. Die Kasse schaute mich an, lange, unverwandt. Dann erhob sie sich lässig und begann ihre Morgenwanderung über die Dächer hin. Schwach unter mir siffnete sich ein Farnier, das Kungelgestrich einer alten Bauwerkfrau beugte sich über die bunt wuchernde Mauerfalle der Begonen und Hängematten.

Mit einem Male schien das Städtchen seine Oberweltigkeit abzuschütteln, um seine Bereichsamkeit dazumem. Ein paar Ferkelschilde qualnten, eine Kreisgasse schmieterte durch drohenden Arbeitsgang, gewichtig pultete eine Lokomotive über die hügelige Landschaft.

Zeuzend besann ich mich wieder auf mich selbst. Die Wetterfahrt ledte. Um barg doch ein leises schmerzliches Abschiednehmen von einem leblichen Fleck Erde, den wir in stahlender Morgenblinde zurückließen.

Alltägliche Geschichte

Kolf verließ die Straßenbahn und schlenderte durch die abendliche Straße seiner Wohnung zu. Alle Tage ging er diesen Weg und kannte ihn so genau, wie er wußte, was dann kam: Käthe, seine Frau, empfing ihn mit einem Kuß, der leicht nach Kaffee und Zutter-sammel schmeckte; dann setzte er sich in Heude-särmeln mal der Zeitung ausz Gesa, alle Tage auf dasselbe Plätzchen; dann kam das Abendbrot — getrocknetes Rindfleisch und Nachschick von Nendörbe — dann begann der Diete Herr über ihnen seine abendlichen Zurnübungen und sie mußten altes Papier über die Möbel breiten, weil die Lände von der Decke fiel; dann spielte die alte Jungfer nebenan Klavier, immer das gleiche Etlich mit den gleichen vier Fehlern; und im Eckhof wurde wieder Oaserguch bemerkt, weil irgendwo ein Nebe schachhaft war... So war es alle Tage, alle Tage...

Und Kolf wußte ebenj genau, daß er ein



Franz Doll

Selbstbildnis

Viertel vor neun seinen ganzen Mut zusammenraffen und den Hut nehmen werde und seine Frau dem verdrossen fragte: „Wohin gehst du denn schon wieder?“ Und er antwortete: „Nur ein wenig hinüber zu Epen-holgens, eine Partie Etat spielen!“ Wenn er dann an etz heimkam, schloß Käthe schon oder erwartete ihn verwurfsvollen Blickes. Alle Tage, alle Tage...

Als er die Tür aufschloß, sah er nitgendes seine Frau. Un sein ganzer Zinner lagen ihre Erben in größter Unordnung, Schuhe unter den Stühlen, Kleider auf dem Sofa, Kämme und Bürsten auf dem Tisch — Das alles war doch sonst gar nicht Käthes Gewohnheit. Am Lüschhalter hing auffällig ein Zettel: „Lieber Kolf! Mutter ist schwer erkrankt und hat depressieren lassen. Ich fahre mit dem Zünf-ubring heim. Das Fleisch steht im Eiskasten. Hoffentlich kein Eschlagnanall. Zahle morgen früh dem Milchmann die Rechnung. Schon vor acht Wochen war sie krank. Deine neun



Das Schiff

Hugo Troendle

Erden liegen in der obersten rechten Lade. Ich schreibe gleich morgen. Deine Käthe."

Sechsmal las Nolf den Zettel, wie vor den Kopf geschlagen. Aber der Esophageus hing, traurig zusammengeschrumpft, der rote Schlafrock, eine angebissene Buttersemmel lag neben der halbleererten Tasse kalten Kaffees, die Zeitung auf der Erde. Und jeder Gegenstand schien unerbötlich um den Verlust zu klagen; die Seele des Haushalts war entflohen. In den fünf Jahren ihrer Ehe waren sie keinen einzigen Tag getrennt gewesen. Ein sonderbares Gefühl der Verlassenheit im Herzen, begann Nolf ein wenig Dönnung zu machen. Als er ihre Kleider berührte, überließ es ihn seltsam; nie hatte er daran gedacht, wie das Leben ohne Käthe sein könne. Es war natürlich nur für ein paar Tage, aber ihm war, als habe die Hand des Todes selber warnend an ihn gerührt.

Luftlos als er ein paar Bissen und wasf sich aufs Sofa. Draußen brauste die Großstadt und lockte mit Leuchtstreifen. Er war frei, unabhängig wie ein Junggeselle, den Abend lustig zu verbringen. Kein vorwurfsvoller Blick empfangt ihn bei der Heimkehr. Aber er dachte keine Sekunde daran auszugehen. Käthe fehlte ihm, das zärtliche Gefühl ihrer Nähe, das von der ewigen Gleichförmigkeit des Alltags eingelullt war.

Splitter

Von Johann Diederich Warnken

Wer die Menschen kennt hütet sich, sie kennenzulernen.

Den Menschen gestaltet weniger das was er gelernt hat, als das was er nicht zu lernenbrauchte.

Du mußt nicht alles glauben, was du sagst!

Die meisten Menschen leben nicht, sie werden gelebt.

Wer stolz darauf ist, das zu sein, wofür ihn die Leute halten, ist meist das gar nicht, wofür ihn die Leute halten.

Menschen, aus denen „nichts geworden ist“ sind oft über das hinaus, was man „werden“ kann.

Es gibt Leute, die sehr viel sprechen und doch nie etwas sagen.

Je mehr man wird, um so klatter wird einem, wie wenig man ist.

„Bin ein schlechter Kerl“, sagte er sich, „Käthe so zu behandeln! Jeden Abend Etat spielen, spät beifommen, — die Arme, wie sie sich langweilen muß! Aber das wird anders werden!“

Bedürftig hob er eine blaue Bluse vom Eschl. Ein leiser Weichendust entströmte der weichen Erde, in der noch ein zarter Abendst ihrer Formen bewahrt schien. Und Nolf fühlte, wie seine Augen ein ganz klein wenig feucht wurden!

Ein Schlüssel kwarnte im Schloß. In der Tür stand, ein Köfcherchen in der Hand, Käthe. Nolf starrte sie wie verblödet wortlos an.

„Ach, ich bin froh, daß ich wieder daheim bin!“ pustete sie. „Mutter fehlt gar nichts, bloß ein kleiner Schwundelanfall. Ich fuhr gleich mit dem nächsten Zug heim. Und nun muß ich rajch Kaffee trinken!“

Käthe war dal Unerböbar schien irgendwo ein Näderweck einzujchnappen und sich gleich mäßig wieder zu drehen.

Nolf blickte auf die Uhr. Es war ein Viertel vor neun. Er langte nach seinem Hut und schlängelte sich zur Tür.

„Ja, wohin gehst du denn schon wieder?“ fragte seine Frau verdrossen.

„Bloß ein wenig hinüber zu Eponohelms, eine Partie Etat spielen!“ antwortete Nolf.

U. P.

GIFTTROPFEN

Von den mit Cederntapeten bespannten Wänden des blauen Salons im Schönbrunnern Schloß lächeln Nefelkiedamen. Alles in diesem Raum ist von der Sonne bestrahlt, alles darauf und drüher. Nur eines ist fämter: eine schwarze Kette. Und eine raube froehige Etinne. Pater Paulus hockt in einer Ecke.

Vor ihm steht ein kleiner Schachbrett, in Perlmutter eingelegt, mit Eisenfüßchen. Ihn gegenüber sitzt ein Knabe mit mädchenhaften Gesicht, in blauem Cedernrock mit Spitzenkante: der fünfzehnjährige Erzherzog Josef. Kirchsport sind seine Lippen, dick und läppig, der Familienmund der Habsburger. Ein Zug an ihm ist aber fremdartig: er ist hartnäckig, trotzig, energisch. Der Glanz der kindlich reinen, ungeschuligen Augen verwehrt jedoch gleichsam diesen fremdartigen Zug.

Der Erzherzog spielt mit seinem Högling Schach. Der schwarze Diener der die Carlen beherrschenden Küche mit den fünfzehnjährigen Thronfolger, auf den ein purpurner kaiserlich-königlicher Thron und die treue Huldigung von vierzig Millionen Untertanen wartet. Der Jesuitenpater bemüht sich schon seit vier Wochen, den Erzherzog in die Geheimnisse der Schachwissenschaft einzuarbeiten.

„Das Schachspiel schärft den Verstand, Hoheit“, spricht der Pater und schiebt langsam einen schwarzen Bauer vor. „Ich muß aber Hoheit bitten, jeden einzelnen Zug vollste Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Ich werde mich bestreben“, erwidert der Jüngling, aber sein Zug mit dem Sprünge verrät seine Unachtsamkeit.

Die Geduld des Paters ist unerschöpflich. Er stellt mit einem verächtlichen Lächeln die falsch gezogene weiße Figur wieder auf ihren Platz zurück und sagt fast bitter:

„Eben ein einziger untreuer Zug kann einen um den Sieg bringen. Wenn Hoheit gewinnen wollen, dürfen Hoheit niemals einen unüberlegten Zug machen.“

„Coll ich mit dem Läufer vorgehen?“

„Dann bringen Hoheit den Sprünge in Gefahr.“

„Freilich, jetzt hätte ich beinahe einen ungeschickten Zug gemacht.“

„Hoheit, bitte, nichts ohne bestimmten Plan zu machen. Jede Geste muß ihren Grund und ihren Zweck haben.“

„Ich werde den Sprünge austauschen.“

„Sehr richtig. Hoheit gewinnen dadurch einen Bauer. Hoheit dürfen immer nur dann ein Opfer bringen, wenn Hoheit daraus ein Nutzen winkt“, sagt der Pater, die sanften Worte gleich Gifftropfen aus einem Arzneifläschchen fallen lassend.

Der Erzherzog bemerkt, daß er einen Turm schlagen könnte. Er greift danach. Der Pater ergreift seine vorleilige Hand.

„Hoheit, wenn Sie meinen Turm schlagen, bleibt Ihre Königin ungeschützt.“

Der Jüngling schämt sich, er wird verlegen und schiebt ganz unnötigerweise einen Bauer vor. Der Pater schlägt den Bauer.

„Wenn Hoheit auf Ihre Bauern nicht besser aufpassen, betauben Sie sich der wichtigsten Figuren der Verteidigung. Man muß mit den Bauern immer bedächtig umgehen. Ein kluger Kopf kann sie sehr gut verwenden.“

Das Kind starre ratlos auf das weiß- und schwarzgezeichnete Schachbrett. Pater Paulus eilt ihm zu Hilfe.

„Ich habe Hoheit geliebt, wie man mit dem Sprünge den Gegner überlisten kann. Kennt der Partner die List nicht, muß er verlieren.“

„Wenn er sie aber doch kennt?“

„Dann muß man eben eine andere List anwenden, reizige und kaltblütig.“

Auf dem Schachbrett ist die Situation nun die, daß die weiße Königin mit einem schlaun Eitzug den Spieler der schwarzen Figuren täuschen könnte. Der Erzherzog bemerkt die sich bietende Gelegenheit nicht. Dem Blick des Paters entgeht aber nichts.

„Hoheit hätten mich sehr überlisten können.“

„Überlisten?“

„Warum denn nicht? Man muß den Gegner immer mit verschiedenen Taktiken irtzuführen, damit er blind in die Welsgrube stürzt.“

Der Thronfolger machte wieder einige vorleilige Züge. Um so vorsichtiger und langsamer aber ist der Pater in seinem Angriff.

„Hoheit!“ ruft der Jüngling aus und bachtet nach dem schwarzen Sprünge, mit welchem der Pater einen regelwidrigen Zug gemacht hat. Der Jesuit lächelt anerkennend:

„Ich war neugierig, ob Hoheit bemerken werden, wenn ich falsch spiele. Es freut mich, daß es Ihre hohen Aufmerksamkeit nicht entgangen ist.“

„Betrügen darf man aber nicht!“

„Nein. Höchstens so, daß man es nicht bemerkt.“

Der Erzherzog stimmt über diese Bemerkung nach und langz zerstreut nach dem Turm.

„Aber, Hoheit“, macht ihn der andere aufmerksam, „Sie lassen doch den König ungedeckt, das ist das Gefährlichste. Alles trachtet nach dem Leben des Königs. Manchmal sogar auch seine besten Freunde. Wenn der König fällt, ist das Spiel zu Ende.“

Den jungen Thronfolger langweilt die langsame Entwicklung des Kriegsschauplatzes. Er stürzt tollkühn darauf los, um einige schwarze Soldaten aus dem Felde zu schlagen. Während erklingt des Paters Stimme:

„Angrreifen ist sehr richtig. Immer scheint der Angreifende der Stärkere zu sein. Man muß aber damit rechnen, daß der Gegner ein Umgehungs-



Krailling bei München

Ludwig Wenban t

manöver ansüßert und einem plötzlich in den Rücken kommt. Sehen Sie, Hoheit, jetzt habe ich mich gegen Ihren Angriff schützend nicht gewehrt, jedoch mit dem Sprünge bin ich hinter Ihre Eckbahnlinie vorgestoßen. Oben Sie acht, sonst ist Hoheit bald schachmatt."

Josef zieht trotzig den Mund zusammen. „Ich lasse mich nicht schlagen. Lieber tausche ich die Krönin ab — ich tausche unbarmherzig alle Figuren ab, aber ich gebe nicht nach!"

Der Vater nickt anerkennend. „Das war schön“, sagt er über einen Zug mit dem Sprünge.

Den Jüngling ermuntert das Lob. Er sieht, daß die schwarze Krönin schon sehr nahe an seinen Turm herangewagt hat, aber er vertraut seinem Glück. Vielleicht überficht es der Vater.

Der Vater überficht es tatsächlich. Aber absichtlich. Er will keinen leichten Erfolg ertönen, ist doch das Spiel ohnehin für ihn gewonnen. Er läßt den Turm aus der Mause Falle heraus.

Die kleine Hoheit lacht auf: „Sie haben einen Fehler gemacht, lieber Vater."

Der Priester schüttelt den Kopf: „Siehe, siehe, was eine kleine Unachtsamkeit nicht alles nach sich zieht. Ich war schon nahe am Ziel und nun ist durch einen einzigen Zug meine ganze bisherige Mühe vergebens gewesen. In der Politik und auch im Kriegsführen gehen wir oft diesen Fehler. Man darf niemals übermütig werden, Hoheit. Die guten und edlen Menschen werden von hundertlei Intrigen, Trug, Verrat und Fallstricken bedroht. Der Gegner hat immer den Teufel zum Verbündeten. Unser größter Feind ist aber unsrer — eigene Unachtsamkeit. Wir glauben oft dem trügerischen Schein. Noch öfter den Schwärzern und falschen Beratern."

Der Knabe achtet kaum auf die tiefjüngigen Worte des Jesuiten. Er will um jeden Preis gewinnen. Er riskiert den Austausch der Krönin, bemerkt aber nicht, daß er bei diesem Tausch einen Käufer verliert. Er wird betroffen, da ist es schon zu spät. Es gibt keine Entschuldigung! Wieder wird der Vater die Partie gewinnen. Wie schlau, wie unfehlbar er doch vorgehen versteht!

„Glauben Sie mir, Hoheit“, spricht wieder Vater Paulus, „das ganze Leben ist auch nichts anderes als ein Schachspiel. Wenn Sie dereinst den glorreichen Thron Ihrer Ahnen bestiegen, auch dann müssen Sie ewig auf das Placieren der Figuren achten. Wenn Sie keinen scharfen Blick haben, wenn Sie nicht vorsichtig und schlau vorgehen werden, können Sie das Spiel leicht verlieren. Lernen Sie es, Hoheit, auch beim Regieren Schach zu spielen, damit Sie keine unerwarteten Überraschungen erleben."

„Gegen Sie, Vater Paulus, Sie verlieren niemals die Partie?"

Der Priester schenkt in seiner Bescheidenheit und Untertänigkeit ganz zusammen indem er erwidert: „O doch, Hoheit, ich verliere sehr oft. Jenes ist menschlich. Wenn ich aber auch eine Niederlage erleide, mein Vertrauen und meinen Glauben an die Gerechtigkeit des Herrn verliere ich niemals. Wie müssen jede Verjüngung mit friedlicher Demut ertragen. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind unerforschlich..."

Während der Priester also spricht, betrachtet das Kind die neben dem Schachbrett liegenden zwei Hände. Die eine Hand gehört ihm, die andere seinem Erzher. Die eine ist eine kleine, weiche, zarte, weiße Hand — die andere knochig, hart, gewalttätig und behaart. Seine Hand liegt leicht, mit geöffneten Fingern auf der Holzplatte des Tisches — die des Paters geballt, gleichsam sprungbereit.

Die feingestrichelten Elfenbeinkauten stehen unbeweglich auf dem Schachbrett. Josefs Blick bleibe auf ihnen haften: „Obst es wirklich keinen Ausweg, keine Hilfe? Muß ich zu meiner Schande auch diese Partie verlieren? Ihre Majestät, die Mama, wird wieder unzufrieden mit mir sein. Und die Geschwister werden mich auslachen. Es ist wirklich ärgerlich, daß ich den Vater Paulus nicht ein einziges Mal matt kriegen kann. Und wach eine Bemühung wäre doch das dafür, daß er mich so oft und so salbungsvoll schulmeisteret. Auch gestern hat mir der Vater ein Buch weggenommen und mich bei meiner durchlauchtigsten Mama verschwätzt, daß ich wieder Voltaire und Diderot gelesen habe. Warum verbietet mir das der Vater? Ich lerne doch so viele interessante Dinge daraus!"

Auf die Stimme des Paters schreikt er auf.

„Wollen wir die Partie fortsetzen, Hoheit?"

„Natürlich sehen wir sie fort“, erwidert Josef. „Ich lasse mich nicht schlagen!"

Vater Paulus lächelt gütig: „Drei Jüge und ich habe gewonnen."

Die Lippen des Erzherzogs zucken trotzig. Sein Blick fixiert forschend auf die Stellung der Figuren. Er will nicht verlieren. „Ich muß etwas tun, damit der Vater die Partie nicht gewinnt. Er schimpft immer auf Voltaire. Aber der Vater ist nicht im Recht. Voltaire ist: Verstand und Gerechtigkeit! Wer Voltaire hasst, der hasst den Verstand und die Gerechtigkeit! Und Verstand und Gerechtigkeit müssen doch siegen!"

Bei diesen Gedanken zuckt die Hand des jungen Thronfolgers heftig, er stößt das Schachbrett um, daß die Figuren durcheinanderpurzeln.

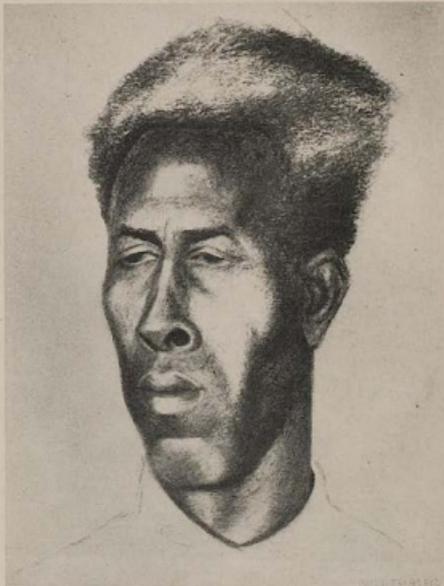
„O, Hoheit!“ ruft der Vater aus.

Erzherzog Josef wirft den Kopf zurück und sagt: „Sehen Sie, Vater, das Spiel kann auch ein solches Ende nehmen. Eine Handbewegung, ein Erböben — und die Türme und Pferde, die Könige, Königinnen wie auch die ganze, sorgfältig edachte, präzise Aufstellung der Truppen stürzen zusammen. Alle schlaue Taktik hat nicht viel Wert, wenn sich eine Hand, eine Faust, die Revolution rührt — und das ganze Schachbrett stürzt über den Haufen..."

Vater Paulus und der junge Erzherzog — der spätere Kaiser Josef II. — haben tatsächlich den alles niederwerfenden Sturm der großen Revolution von 1789 noch erlebt. Und Josef II. bezeugte die Lehren seines jejunischen Erziehers: er ließ die Klöster sperren und wies die Jesuitenpatres aus Österreich.

Kein Hexenmeister

In einem kleinen französischen Städtchen wurde ein Mann, dem man nachsagte, er treibe Handerkünste, vor den Maire befohlen. „Ihr seht mit dem Teufel im Bunde!“ jubt die Obrigkeit ihm an. „Alle Welt sagt, Ihr wäret ein Hexenmeister!“ — „Warum sich um das dumme Gerede der Menschen kümmern!“ erwiderte der Mann gelassen. „Von Euch, Herr Maire, spricht man auch allerlei.“ — „Von mir?“ gäh die Obrigkeit hoch. „Was sagt man denn?“ — „Man sagt, Ihr wäret kein Hexenmeister.“



Junger Abessinier



Die Donau

Hermann Mayrhofer-Passau

M. CHR. WIELAND

Kein Dichter faltet mehr den „Hippogryphen“,
Kein Hön reitet singend in die Schlacht,
Nuch Backenbahr und Barthaar des Kalippen
Verloren längst die alte Zauberkräft.
Doch keine Macht der Erde kann verbieten,
Daf in Abdera man nicht Stetrie macht,
Falls sie den Hiel in den Kat berieien
Nicht Demotit auf jenem Dache lacht!

Georg Schwarz

HISTORISCHE MINIATURUEN

Goethe im Alltag

Der junge Goethe war, nach seiner Heimkehr von Leipzig ins elterliche Haus, wo er eine schwere Krankheit überstanden hatte, nach Straßburg gegangen, um dort seine Studien fortzusetzen. Straßburg — die an geschichtlichen Erinnerungen und altertümlichen Bauwerken überreiche Stadt — übte auf das für alles Schöne leicht empfängliche Gemüt des jungen Studenten einen großen Hauber aus. Die zum Himmel strebende Glocke des herrlichen Münsters hatte es ihm besonders angean.

Einnal stand er vor dem Hauptportal, in Bewunderung verfunken, da, als ein Karrenfuher, lustig sein Liedchen pfeifend, an ihm vorüberfuhr. Während drehte sich Goethe um und gab dem verblüfften jungen Kerl eine Chreißigt mit den Worten: „Willst du schauen, Flegel?“ und wies mit der Hand zum Münster empor.

Der Minister

Co großfichtig sonst Goethe war, so hielt er doch streng auf Anstand und Etikette. Am meisten ärgerte er sich über tölpelhafte und anmaßende junge Leute.

Es war bei einer amtlichen Sitzung. Da poltert ein Referendar mit klirrenden Sporen herein.

„Herr Referendar“, sagt Goethe, der Minister, in lebenswädigstem Ton, „reiten Sie doch einmal gefälligst in die Requisition und lassen sich die Akten in Sachen Maier geben!“

Seitdem soll Goethe nie mehr über schlechtes und unvorschriftsmäßiges Betragen junger Beamter geklagt haben.

Man muß sich zu helfen wissen!

Der Kardinal Nikolaus von Cusa beging 1432 die Unvorsichtigkeit, in einer Scheift für das Jahr 1734 eine neue Sündflut vorherzusagen und brachte, weil diese Prophezeiung nicht in Erfüllung ging, die Kirche in eine peinliche Lage. Doch sie fand einen Ausweg zu seiner Ehrenrettung. Er versicherte in einer neuen Scheift den Gläubigen, diese Sündflut sei nicht aus Mangel an Sünden, sondern aus Mangel an Wasser unterblieben.

Aus Leipzig

Ich habe auf der Durchreise in Leipzig Zeit, in Ruhe eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich gehe also in eins der großen Cafés in der Nähe des Bahnhofs. Da es trotz der frühen Stunde sehr gut besucht ist, lassen sich an meinem Tisch kurz hintereinander noch ein junges verliebtes Pärchen und ein älterer Herr etwa Ende der Fünzig nieder. Das Pärchen tut seinen Gefühlen keinen besonderen Zwang an. Ich ziehe mich distret hinter eine Zeitung zurück, der alte Herr scheint auch, aber ich merke bald, daß für ihn das vorgehaltene Lesezirkelheft nur ein Vorwand ist, um die talkenden Fortschritte der jungen Liebe besser beobachten zu können. Er rückt immer unruhiger hin und her, wirft mir strahlende Blicke über seinen goldenen Kneifer zu, packt mich schließlich überwältigt am Armel und flüstert mir heiser ins Ohr: „Das müssen Sie doch selbst sehen: 's güd doch grene scheener Zed als wie de Bubbedd!“

E. K.

Herbst

Anton Leidl



Rückwärts floß der Strom der Säfte
in den heißen Schoß der Erde,
daß ein neues Blühen werde
aus dem Wandel alter Kräfte.

Kreisend ist der Dinge Lauf,
Morsches stirbt an trägen Bächen,
aber unter Moder brechen
neue Quellen sprudelnd auf.

H. Drachmann

DIE FOTO-SEITE

Blumen mit Kunstlicht

Natürlich gibt es zur jetzigen Jahreszeit auch Blumen. Wenn wir dabei, auch nicht gerade an unseren Schrebergärten denken werden. Tun Sie einmal einen Blick in eine Blumenhandlung. Prächtige Formgebilde werden dort Ihr Auge fesseln.

Tragen Sie ein paar solche Blüten heim, es brauchen gar nicht viele zu sein. Nehmen Sie dort Ihre Kunstlichtquelle oder eine gewöhnliche Glühbirne mit Papprafaktor und schauen Sie einmal, wie bei dieser Beleuchtung vor einem einfachen grauen oder dunklen Hintergrund Ihre Blüte beginnt zu leben und zu sprechen. Es sind die zahllosen Hell-Dunkel-Werte und all die feinen Abtönungen, die dem Bilde seinen besonderen Reiz geben.

Versuchen Sie es dabei einmal mit Gegenlicht. Dann setzt ein feines Schimmern und Leuchten ein, die Blüte wird transparent, sieht aus wie ein Glasgebilde.

Nur Vorsicht: Manche Blüten sind gegen die Wärmeausstrahlungen der Lichtquelle empfindlich und verändern dabei leicht ihre Form. Dann muß entweder mit höchstempfindlichem Material ganz kurz exponiert werden oder Blitzlicht zur Anwendung gelangen.

Wir werden selbstverständlich mit der Kamera so dicht wie möglich an unser Motiv herangehen. Wo kein doppelter Bodenausgang zur Verfügung steht, helfen entsprechende Vorsatzlinsen. Schließlich bliebe als Wichtiges eine weite Abblendung, um das ganze Gebilde scharf zu erfassen. Die Formgebung wird nicht durch teilweise Unschärfe, sondern allein durch die Beleuchtung geschaffen.

g-i-t.



Unser Foto-Lehrgang

6. Folge

Die Brennweite des Objektivs richtet sich nach dem Schluß der Linsen. Wenn wir die Sonne abbilden, so vereinigen sich ihre Strahlen in einem bestimmten Objektvabstände zu einem Punkt; das ist der sogenannte Brennpunkt. Der Abstand dieses Punktes von der Objektmitte wird als Brennweite bezeichnet.

Die Größe der Brennweite einer Kamera richtet sich nach dem Bildformat. Sie entspricht im allgemeinen der Diagonalen des Formates, bei 9x12 cm also etwa 13,5 bis 15 cm usw. Die Abhängigkeit zwischen Format und Brennweite besteht deshalb, um bei kleinem Bild quantitativ ebensoviel abzubilden wie bei großem.

Zweilen ist eine besonders große Darstellung des Gegenstandes erwünscht. Das kann besonders dann der Fall sein, wenn er sich in einer weiteren Entfernung von uns befindet. Um ihn dann möglichst groß wiederzugeben, brauchen wir nur die Brennweite zu verlängern. Es gelangt dann natürlich weniger zur Abbildung, aber dafür wird der eigentliche Gegenstand besonders groß. Seine Größe wächst mit doppelter Brennweite um das Vierfache in flächenhafter Ausdehnung. Es gibt Spezialobjektive, sogenannte Tele-Objektive, die aber nicht ganz billig sind. Hat man weniger mit solchen Spezialfällen zu tun, so genügt auch eine Vorsatzlinse, die unter dem Namen „Distar“, „Focar“ u. a. in den Handel kommt.

Als Hauptsache bliebe, daß wir unser Motiv vor der Aufnahme genau scharf einstellen müssen. Dies ist sehr wichtig und darauf muß ein besonderes Augenmerk gelegt werden. Zur Einstellung gibt es drei Methoden, die sich nach dem Kameramodell richten. Für manche Kameras sind mehrere Arbeitsweisen anwendbar.

1. Optische Einstellung:

Durch ein Linsen- und Prismensystem wird das Bild im Sucher in eine obere und untere Hälfte zerlegt oder in zwei Teilbilder gegliedert, die sich je nach Einstellung decken oder nicht decken. Unsere Aufgabe ist es, die Einstellung so vorzunehmen, daß eine Übereinstimmung der Teilbilder bzw. des Bildteiles, der als Hauptmotiv scharf kommen soll, vorliegt. Mit diesem Sucher ist gewöhn-

lich gleichzeitig das Kameraobjektiv gekuppelt, so daß ein schnelles und sicheres Arbeiten gewährleistet ist.

2. Mattscheiben-Einstellung:

Bei reinen Mattscheibenkameras wird der Mattscheibenrahmen zur Aufnahme gegen die Kassette ausgewechselt, bei Spiegelreflexgeräten fallen diese Handgriffe fort.

Es ist nicht immer leicht, gleich den richtigen Schärfegrad auf der Mattscheibe zu erkennen. Doch können Sie sich als brauchbares Hilfsmittel eine Lupe besorgen, die gute Dienste leistet. (Bei Spiegelreflexkameras ist sie schon eingebaut.) Wichtig ist vor allem: Langsam und mit Ruhe einstellen. Den Triebknopf, der die Entfernung des Objektivs von der Mattscheibe reguliert, müssen Sie ganz langsam drehen. Dann geht alles bedeutend leichter und genauer.

3. Sucher-Einstellung:

Das wird die Methode für viele Rollfilm-Kameras sein. Es ist dabei erforderlich, daß wir ungefähr die Entfernung zwischen Aufnahmegegenstand und Kamera kennen. Das wird nun nicht etwa mit einem Bandmaß festgestellt, sondern Sie schreiten die Strecke ab und bestimmen die Entfernung nach der Schrittzahl. Gewöhnlich kommen auf zwei Meter drei Schritte. Immerhin ist es aber besser. Sie probieren das vorher aus. — Haben Sie so die Entfernung ermittelt, dann stellen Sie mit Hilfe der Meterskala Ihrer Kamera ein. Zu dieser Form der Scharfeinstellung, die auch bei schnellem Arbeiten mit Mattscheibenkameras in Frage kommt, noch einen Hinweis: Nicht immer ist es aus zeitlichen oder räumlichen Gründen möglich, den Abstand abzuschreiten. Dann müssen wir in der Lage sein, die Entfernung schnell und richtig abzuschätzen. Sie können sich dazu natürlich auch einen Entfernungsmeßer kaufen.

Das Schätzen von Entfernungen setzt einige Übung voraus. Es ist zu raten, daß Sie sich auf einige Abstände eintrainieren, etwa 2, 4, 6 und 8 Meter. Das nehmen Sie am besten im Freien vor, wo es ja auch für gewöhnlich angewandt wird. Wir können uns dabei selbst kontrollieren, indem wir erst schätzen, dann auf der Mattscheibe einstellen und an der Skala ablesen, um die beiden Werte zu vergleichen.



„Ihre Muskeln und inneren Organe sind vollkommen in Ordnung. — Sie sind geistig gesund!“

Seufzerfamilie

Von Fred Endrikat

Ein Seufzer schwebte ganz allein
hoch über einen Birkenhain.
Der Seufzer seufzte tief und schwer:
O weh, o weh, es quält mich sehr,
daß ich ein männlicher Seufz—er.
Ich wünsche Seelensympathie
mit einer weiblichen Seufz—sie.
Der Seufzer war so intensiv,
daß er sein Weib ins Leben rief,
bevor der Mond am Himmel hing
der Seufz—er— die Seufz—sie umfing.
Er herzte sie und küßte sie
Du meine einzige Seufz—sie.
Sie seufzten glücklich alle zwei.
Ach, war das eine Seufzerei.
Sie gingen ineinander auf.
Und siehe da — am Morgen drauf
thront auf der Birke als Prinz, ein
kleines, winziges Seufz—es.
Es tönte lieblich durch den Mai
jetzt die Familienseufzerei,
wie ein gefühlharmonisches
Konzert von Seufz—er— sie und — es.
So war es — so wirds immer sein:
Ein Seufzer kommt niemals allein.

Ah so!

Daher zum Theaterdirektor: „Sie können mein Schauspiel nicht brauchen und neulich sagten Sie doch erst, es sei so gut wie angenommen!“

Theaterdirektor: „Ja, leider war es nicht so gut wie ich angenommen!“

Das Peperl

Der neugierige Sommergast: „Nun, Peperl, wieviel Milch gibt denn eure Kuh den Tag?“

Das wahrheitsliebende Peperl: „Acht Liter.“

„Und wieviel davon verkauft ihr?“

„Zehn Liter.“

Zweiterlei

Patient: „Sagen Sie doch bitte, Doktor, wie lange dauert es, bis sich jemand von einer Blinddarmentzündung erholt?“

Arzt: „Wie meinen Sie: körperlich oder geistlich?“

Gespräch in einem Restaurant

„Der Kerl da drüben hat mich um eine Million gebracht!“

„Was Sie nicht sagen!“

„Wirklich! Er wollte mir seine Tochter nicht geben.“

Schotte

Als ein Schotte einmal in Erfahrung brachte, daß seine Braut in keinem guten Ruf stehe, wollte er die Verlobung rückgängig machen. Es stellte sich aber heraus, daß der Verlobungsgang vom Finger des Mädchens nicht mehr heruntergehen wollte. Zwar erbot sich ein Goldarbeiter den Ring zurückzugeben, doch würde dabei ein minimaler Teil des Goldes verloren gehen. Da heiratete der Schotte lieber das Mädchen.

LAFONTAINE: Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das längere Zeit auf dem Büchermarkt fehlte, erschien soeben das 5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt: Geistreiche ironische, dem Thema Liebe und Ehe gewidmete Novellen

Das hübsche Buch ist mit 12 ungemein reizvollen Kupfern von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henze Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu Can Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verkleumderten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frans Feik Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchshosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Durch Ausfall einer Satzzeile wurde in Nr. 46 der „Jugend“
die Anekdote auf Seite 734 verstümmelt. Sie lautet richtig:

Ein Briefwechsel

Der Herzog von Sully war Protestant geworden. Das war ein
schwerer Schlag für Rom, und eines Tages kam ein Handschreiben vom
Papst: daß dieser unablässig für die Bekehrung der verirrten Seele bete.
Darauf setzte sich Sully hin und schrieb einen Brief zurück: „Auch
ich, Heiligste Vater, bete ständig für Eure Bekehrung.“ L.



Der Witwer

„Das ist halt immer ein trauriger Gang, zum Friedhof, net
wahr.“

„Ja... man sagt!“

BÜCHER

Walther Tritzsch: „Metternich, Glanz und Versagen“. (Holle & Co.
Verlag, Berlin.)

Von Zeitgenossen und Nachwelt leidenschaftlich umstritten,
ebenso verherrlicht, wie verdammt, geht die Persönlichkeit des
Staatskanzlers Metternich durch die Geschichte. Dieser, im wahr-
sten Sinne des Wortes „schillernden“ Erscheinung anschaulichen
Ausdruck zu verleihen, sie mit festem Strich und unbeeinflusst
vom Widerstreit der Meinungen zu umreißen, hat der Verfasser
ohne Zweifel verstanden. Ausdeutbar in allen Zeugnissen formt sich
das Bild des Menschen, des letzten „Grandseigneurs“ und des
allmächtigen, die europäische Welt beherrschenden Staatsmannes
zu einprägsamem Ausdruck. Und sinnvoll wird an diesem Leben,
an Glanz und endlichem Versagen, die Tragödie der Unvoll-
kommenheit, die Grenze des Machtwillens aufgewiesen. Weniger
glücklich behandelt der Verfasser die weltpolitischen Probleme
der Kongreßzeit. Hier wird eine gewisse Oberflächlichkeit
geschichtlicher Betrachtungsweise, die mitunter irreführend wirkt,
unverkennbar.

A. Wisbeck.

Georg Britting: „Der irdische Tag“. Gedichte. Albert Langen/
Gg. Müller Verlag, München, 1935.

In den Gedichten Georg Brittings ist bayerische Landschaft und Seele. Seine Gedichte können eine süddeutsche Angelegenheit werden. Eingebildeten, wortreichen Stabs-Trompetern aus Allerrhein-Deutschland und allen konjunkturell-reichen Commis voyageurs neuen Geistes zum Trotz — es gibt süddeutsche Gedichte.

Im folgenden Hinweis und Kritik:
Seite 19. „Schlüsselblumenland“. Sehr zart und melodisch. Hölyts Frühlingslandschaft.

Seite 22. „Wiese vorm Dorf“. Plastische Originalität, Saftig, Bauernbreughalt.

Seite 23. „Im Park“. Zierlich im Rhythmus, leichtfüßig. Die zweite Strophen lautet:

„Zwei Kinder stehn vor dem Gitter,
Das den Weg ins Grüne verwehrt,
Behorchen das Bienengewitter,
Das sausend über das Gras hinfliehet.“

Seite 24. „Die alten Buchen“. Innig, ganz einfach, versonnen.
Seite 26. „Gras“. Winzige Landschaft, wie sie ein Kurzschlichter durch die Belle sieht. Ein Käfer kommt:

„Wie sich die Eisenringe wetzen!
Gelbes Gold das Schuppenhemd.
Die gestielten Augen widerstehen
Sich den Menschenaugen fremd.“

Seite 29. „Süddeutsche Nacht“. Mülligen! Verkrampft in allem.
Seite 53. „Die Sonnenblume“. Schön. Einfach. Paßt in jedes Schul-
lesebuch.

Seite 60. „Sommer“. Groß gesehen und gefühlt. Unheimlich in der
Stimmungskraft. Man höre:

„Ein Hahn, rotpornig und blaugeschwänzt
Rennt in den Braunschichten und schreit,
Des Rotlippigen Auge glänzt
Zornig
Über die Zeit.“

Seite 85. „Einem Wirtshausgarten gegenüber“. Melodische Originalität. Geschautes und Gehörtes gut zu gemeinsamer
Wirkung gebracht.

„Einer Mandoline Zittern
Wisselt, wisperet, brummt
Hinter grünen Blumengittern
Und verstummt.“

Seite 87. „Ziegeleifahren“. Die schlimme Seite der Bschens Malerei.
Es ergibt sich kein Sinn, kein Symbol.

Seite 92. „Drachen“. Gespenstiger Witz über der „prallfüstigen“
Sattigkeit der Welt.

Seite 99. „Rausch“. Das beste Gedicht des Buches... Groß,
hemerklich ruhig und breit, Riesenzgefühl einer trunkenen,
botanischen Seele, die sich an den Hüften der Erde
lagert. Griechische Vasenbilder fallen einem ein.

Seite 130. „Schneefall“. Deutscher Schnee- und Weihnachtszauber,
inniges, verhaltenes Gefühl, stimmungsweise angedeutet.
„Stumm in der Stille tanzen die Flocken
zum Wald.“

Georg Schwarz, München.

Grete von Urbanitzky: „Heimkehr zur Liebe“. Roman. Paul
Zsolnay Verlag.

Die typische Ehe der Nachkriegszeit bildet das Problem des
Romans. Der aus dem Krieg zurückgekehrte Mann ist noch der
Atmosphäre des Krieges verhaftet. Die Ereignisse auf dem Felde,
das Leben mit den Kriegskameraden, das bestimmte Ziel der Auf-
gabe in der Truppe bleibt der Inhalt seines Denkens. Ein Zugang
zu dem heutigen gleichmäßigen Berufsleben ist erschwert und
ohne Krisis nicht möglich, noch tiefer geht diese Krise in der Ehe;
seine junge Frau, die ganz auf die Gegenwart gestellt ist und daher
selbst mitarbeitend, um die finanziellen Schwierigkeiten zu über-
winden, vermag nicht den nach rückwärts denkenden Mann zu
bannen und für den Alltag die nötige Kraft frei zu machen.

Die folgende Verwirrung dieser Ehe führt zur Scheidungsklage,
die von den generischen Anwälten mit spekulativem Scharfsinn
betrieben wird. Trotz dieser künstlich geschilderten Widersprüche
siegt das ursprüngliche Empfinden. Wie Mann und Frau gelütert,
gereift, innerlich gestählt die Ehe nochmals beginnen, wird mit
feinem Verständnis und klarer Beobachtung dargestellt. Das Buch
kann für viele Nachkriegsleute besonders empfohlen werden.

D. r. Zimmermann.

LEST
DIE „JUGEND!“

**Schwaben
Männern**
X
Ihrer wichtige
Publikation bis
fort u. fort
Gedruckte
Geb. Weinheim 211

RAS GUGSA

Es dachte ein schwarzer Stratege:

Vielleicht geht die Sache schief!

Und er ging der Gefahr aus dem Wege,

indem er zum Feind überließ.

Man nahm ihn nicht in Verwahrung,
sein „Heldentum“ ward respektiert,
denn es wußte der Feind aus Erfahrung,
wie's ist, wenn man desertiert. —

Doch bald wird die „Tat“ verwahren,
er kennt nicht die weiße Moral:
Dann heißt es: Der Mohr kann gehen!
Adé, Herr General.

Auch richtig

„Angeklagt, wie kommen Sie dazu und
fehlen in Ihrem Alter noch ein Auto?“

„Was hat denn das Alter damit zu tun! In
meiner Jugend gab es noch keine Autos.“

Th. M.

Liebe

„Ausgeschlossen, eine Frau, die ich nicht
lieben, würde ich nie heiraten!“

„Wenn du aber eine reiche Partie machen
könntest?“

„Dann wieder ich mich zur Liebe zwingen!“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu
Geld machen können. 100 beigegebene Adressen
vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen.
Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und
Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie
Erfolg haben! Preis 75 Pf.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders
interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das
Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht
und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses
Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise,
die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Der neue Wolgaschlepper

Erich Wilke



„Vorwärts Brüderchen — in der Seine rutscht der Kahn von ganz alleine!“